Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 45. Posen, den 7. November. 1880.

Der Währwolf von Gundelstatt.

Novelle von Wilh. G . . . . .

(Schluß.)

III.

Der Begräbnißtag.

Es war ein schöner Vormittag. Die ganze Gegend schien nach dem starken Gewitter während der Nacht ihre Festtoilette gemacht zu haben. Auf frisches, erquickendes Grün leuchtete die funkelnde Sonne herab und spiegelte sich kokett in den krystallenen Wellen des Baches, der ostwärts vom Dorfe Gundelstatt fröhlich dahinrauschte.

Eine Postkutsche fuhr durch die Getreidefelder, welche dem Schnitte üppig entgegenreiften, den Weg nach dem Dorfe, schwerfällig und bedächtig, wie munter auch immer Schwager Postillon von Zeit zu Zeit in die Trompete stieß. Aus dem Fenster des Gefährtes schaute Gottfried mit getheilten Empfindungen. Hier fand er seine Jugend wieder, hier lachte ihn die Erinnerung mit freundlichen Augen an und erinnerte ihn, wie oft er diese Gegenden mit dem Bruder durchstreift. Dann aber auch sah er sich als den verstoßenen Sohn des alten Geschlechtes, als den vom Vater Enterbten.

Jetzt fuhr der Wagen um eine Bodenerhöhung, und vor Gottfried lag Schloß Gundelstatt in einiger Entfernung. Sein Blick gewahrte die Trauerfahne auf dem Thurme.

„Was bedeutet das?" fragte er sich: „Ist der Tod bei uns zu Gast gewesen? Ist Karl" — doch nein, da fuhr ein leichter Reisewagen eben bei der Postkutsche vorbei, und in ihm bemerkte Gottfried den Bruder, der in tiefe Gedanken versenkt schien, so daß er nichts um sich wahrnahm. — „Karl!" — Der hörte nicht; der leichte Wagen war schon vorübergerollt.

Als die Postkutsche in den geräumigen Schloßhof einfuhr, war der jüngere Bruder schon aus seinem Gefährte ausgestiegen und sprach mit dem alten Daniel, dem weißlockigen, ernsten Kammerdiener Wolfgang's von Olden-Gundelstatt.

„Todt? todt! Nein, nein, es ist nicht möglich", hörte Gottfried aus Karl's Munde.

Er stürzte auf die Beiden zu. „Wer ist todt?" rief er.

„Ihr Herr Vater", lautete die Antwort des greisen Dieners.

Wie versteinert stand Gottfried; das alte Märchen von der Medusa schien aufs Neue hier sich zu ereignen — freilich hatte hier nicht der Anblick, sondern das Wort die entsetzliche Wirkung geschaffen. Erst nach einigen Minuten belebten sich die Gestalten der Brüder. Fast in demselben Augenblicke zogen sie die gleichlautenden Einladungen hervor.

„Das hat doch mein Vater geschrieben?" fragten sie gleichzeitig.

„Allerdings", lautete die Antwort: „der gnädige Herr Baron übergab mir diese Briefe am Morgen seines Todestages. Wollen aber die jungen gnädigen Herren nicht hinaufgehen? Im Rittersaal ist Alles angeordnet, wie der Selige es anbefohlen hat."

Die beiden Brüder schauten sich jetzt erst fest in das Antlitz, dann reichten sie sich die Hände und schritten nebeneinander die Treppen hinauf.

In dem Saal, wo Wolfgang gestorben war, stand der Sarg, in dem die Hülle des Vaters ruhte. Die strengen, ehernen Züge hatte selbst der Tod nicht gelindert. Eisern schienen sie Jeden zurückzuschrecken, der sich dem Sarge nahen wollte.

Die Fenster waren schwarz verhängt; aber fünfzig Kerzen ersetzten das Tageslicht, wenn auch in düster-feierlicher Weise. Ein ergreifender Gesang empfing die Brüder, welche bei der Leiche niederknieten. Nach dem Befehl begann sogleich die Bestattung; der alte Wolfgang hatte Alles angeordnet, wie es stattfinden sollte.

Der Gesang war verklungen, der Sarg wurde geschlossen, und zehn Knechte des Rittergutes hoben ihn auf. Die beiden Söhne folgten niedergebeugt, mit thränendem Auge, hinter ihnen der Notar und Freund des Vaters, Wolgang's treuer Jugendgenosse Gerhard Windau, und der weißhaarige Daniel, dann die Jugend des Dorfes, von dem Kantor geführt, in weißen Kleidern, wie sie Wolfgang hatte vorher anfertigen lassen und wie sie am Morgen vertheilt worden waren, zuletzt die übrige Dienerschaft und die Bewohner des Dorfes Gundelstatt — ruhig und ernst. — —

In die Familiengruft der Olden-Gundelstatt war die Leiche des alten Wolfgang beigesetzt worden. In geordnetem Zuge kehrte man zu dem Herrenhause zurück, wo Musiker aus dem nächsten Städtchen eine muntere Weise aufspielten.

„Was ist das?" fragte Gottfried mit gerunzelter Stirn; die Freudenklänge durchschnitten unsanft die bewegten Herzen der Brüder.

„So hat es der selige Herr befohlen", erwiderte der alte Kammerdiener.

„Allerdings", bestätigte Gerhard Windau; „Sie wissen ja, Ihr Vater, mein lieber und edler Freund, hatte oft wunderbare Launen. So wollte er, daß der heutige Tag in nichts mehr an Trauer und Schmerz erinnern sollte, und ich denke, daß es das Beste ist, den Verordnungen nachzukommen, so sehr sich sonst das Gefühl gegen laute Lust sträuben mag."

„Sein Wille geschehe", äußerte Gottfried; „aber mir ist es unmöglich daran Theil zu nehmen." Auch Karl äußerte dasselbe. „Laß uns", nahm der ältere Bruder wieder das Wort, „hinauseilen zu den Orten, die wir als Knaben zu unseren Lieblingsplätzen bestimmt hatten, laß uns die alte Zeit wieder wachrufen, in der wir uns den verlockendsten Träumen hingaben und die Phantasie uns zu Helden gleich den Paladinen Karl's des Großen schuf. Laß uns dort des Vaters gedenken, der den Samen des Guten und Schönen in uns streute."

Karl reichte dem Bruder die Hand, und sie gingen hinaus und ließen das alte Herrenhaus hinter sich, aus dem ihnen Jubel und freudige Lust nachschallten.

Unter einer großen Halle standen für die Dorfbewohner Speisen und Getränke vollauf, und Diejenigen, für welche solches bestimmt war, ließen sich auch nicht nöthigen.

Da ergriff Robert Schmeichel ein Glas schäumendes Bier und sprang auf einen Sessel.

„Männer und Frauen", tönte laut seine Stimme: „wer kein Schurke ist, der gedenkt jetzt mit mir des alten gnädigen Herrn, der Niemand gekränkt und verletzt hat, es sei denn, derselbe habe sich gegen das Recht vergangen, und der auch nach seinem Tode nicht wollte, daß man den Kopf hängen ließe. Selbiges ist wohl die beste Widerlegung der Gerüchte, welche einfältige Menschen ersonnen und in ihrer Dummheit verbreitet haben. Der gnädige Herr Baron soll leben."

„Er ist ja todt", meinte der Kantor, stieß aber mit Jenem an.

In diesem Augenblicke ertönte ein heller Schrei von der anderen Seite der Halle. — „Was ist? was giebt es?" lautete die Frage. Ein junges Mädchen hatte während Robert's Rede die Augen auf die noch verhangenen Fenster des Rittersaals

gerichtet gehabt und behauptete jetzt, daß sie dort plötzlich das Antlitz des soeben Begrabenen bemerkt habe.

„Dummes Zeug!“ meinten die Aufgeklärten; aber es gab auch Andere, und die Käthe Rull war unter ihnen, welche behaupteten, ein unseliges Leben hefte die Seele noch an die Erde, dieselbe finde keine Ruhe und wandere in höllischer Qual bis zum jüngsten Gericht. Laut wurden freilich dergleichen Ansichten nicht ausgesprochen; sie warfen aber einen Mißklang in die Freude, welche nach Wolfgang's Willen sonst in den Hallen des Schlosses Olden=Gundelstatt herrschen sollte und welche der Notar Gerhard Windau rege zu erhalten suchte. —

Die beiden Brüder waren indessen zur Waldmühle gegangen; dort erzählten sie sich, wie es ihnen bisher ergangen war, wie das Leben mit ihnen gespielt hatte. Auch Karl hatte sich eine Häuslichkeit gegründet, indem er seine geliebte Emma von Lilienkranz als Gattin heimgeführt hatte. Sein Glück war ein anderes, als das Gottfried's; er lebte mit den Seinen mehr in der großen Welt.

„Ich bewundere Dich“, sagte er, „daß Du Dir aus eigener Kraft einen Herd hast gründen können und ohne Protektion und fremde Hilfe in der Welt bestehst.“

„Treu stand mir mein Weib zur Seite“, sagte Gottfried; „sonst würde es mir schwerlich geglückt sein. Die Liebe und die Pflicht stärkten mich im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Daseins.“

Als sie zu dem alten Herrensitz heimkehrten, senkte sich die Sonne dem Horizont zu, ihre letzten Strahlen schauten die Brüder Hand in Hand auf dem Balkon des Schlosses. Hochrufe der heimkehrenden Dörfler schallten zu ihnen empor.

Eine Stunde darauf hatten sie sich, jeder auf sein Zimmer, zurückgezogen. Während aber Gottfried dem Schlafe längst in die Arme gesunken war, durchmaß Karl sein Gemach mit großen Schritten. In der Stille hatten sich finstere, eigennützige Gedanken seiner bemächtigt.

„Bin ich Herr hier“, redete er im Selbstgespräche, „oder hat mein Vater sein früheres Testament umgestoßen? Dann müßte ich mich, der Jüngere, mit der kleineren Hälfte begnügen. Ich muß es fast glauben; wir Beide haben Briefe derselben Fassung erhalten. Wahrscheinlich hat ihn seine frühere Härte gereut. Ich wünschte, ich hätte erst Gewißheit.“ — —

IV.

Das Testament.

Schon am folgenden Tage wurde auf Geheiß des Verstorbenen das Testament eröffnet. Das geschah an der Stelle, wo Wolfgang's Sarg gestanden hatte, in dem Rittersaale, wo die Familienporträts in ernster Reihe an den Wänden hingen.

Der Notar Gerhard Windau hatte auf einem alten eichenen Lehnstuhl hinter einem gleichfalls eichenen Tische Platz genommen. Ihm zur Seite saßen die beiden Barone von Olden=Gundelstatt in schwarzen Kleidern. Ebenfalls in tiefer Trauer befanden sich einige ältere Diener, der Geistliche und der Schulze des Dorfes in dem Saal.

Nachdem der Notar die Siegel geprüft, erbrach er sie.

Eine tiefe, feierliche Pause folgte, dann verlas Windau das Testament. Wie wenn der Mensch plötzlich aus einem süßen Traume in die rauhe Wirklichkeit geschleudert wird, so wirkte es auf Karl, als des Notars tiefe Stimme verkündete, daß nach des Vaters letztem Willen er nur mit dem Pflichttheil bedacht wäre, während dem älteren Sohne, dem früher verstoßenen Gottfried alles Uebrige zufalle.

Bleich und zitternd lehnte er im Sessel zurück, die Lippen fest auf einander gedrückt.

Plötzlich sprang er empor und schrie, das Testament sei falsch; so könne der Vater an ihm nicht gehandelt haben.

Ruhig und fest trat der Notar für die Echtheit des Testaments ein; Gottfried trat aber zu dem erregten Bruder und bat ihn, sich zu beruhigen.

Karl stieß ihn wild zurück. Zorn und Haß glühten aus seinen rollenden Augen.

„Erbschleicher!“ brüllte er wild hervor, „leicht ist es, sanfte Worte zu sprechen, wenn man den Gewinn im Beutel zu haben denkt; aber bei Gott! Du sollst Dich geirrt haben: ich stoße das Testament um, das niemals das echte sein kann.“

Der Notar zog die Stirn in Falten, man sah, wie es in ihm wogte; doch bezwang er sich noch einmal und zuckte nur mit den Schultern, als bedaure er die Ungerechtigkeit.

„Karl“, hub Gottfried wieder an, „ich begreife, daß eine Enttäuschung herb ist und selbst edle Charaktere bis zur Ungerechtigkeit führt. Ich beklage Dich von Herzen und — laß mich ausreden, laß — —“

„Nein, nein“, unterbrach ihn der jüngere Bruder, „kein Wort zwischen uns — ich will nichts hören, von Dir am wenigsten. Meinen Wagen! rasch meinen Wagen!“

„Karl, laß uns einträchtig sein“, mahnte Gottfried; „laß nicht Fehde zwischen uns bestehen. Was unseren Vater zu meiner Bevorzugung geführt, ich weiß es nicht, und wäre er am Leben, ich würde vor ihn treten und bitten: Laß ab von diesem Testament!“

„Das sagst Du jetzt im Besitze des Reichthums“, lachte Karl höhnisch.

„Nein, Bruder“, versetzte Gottfried, „dem Worte folge die That. Wir wollen theilen, theilen, wie es Brüdern geziemt.“

Karl starrte ihn an, dann faltete sich seine Stirn: „Du meinst, das Testament stehe auf schwachen Füßen und in einem Prozeß — —“

„— würden Sie die Kosten bezahlen“, fiel mit einer imponirenden Kälte der Notar ein: „jeder Punkt dieses Testaments ist unangreifbar.“

Karl sank wieder auf den Sessel zurück; seine Augen rollten wild umher.

„Willst Du mit mir theilen?“ fragte Gottfried mit eindringlichem Tone.

„Du bist großmüthig“, erwiderte Karl nicht ohne Hohn; „doch ich will keine Großmuth — ich beschreite den Weg, der mir zu meinem Rechte verhelfen soll.“

„Karl, Du schändest das Andenken unseres Vaters“, entgegnete Gottfried; „laß Friede zwischen uns sein. Ich will nicht Dir Grund zum Zorne geben. Nimm, was mir zufallen sollte — ich werde mich mit Deinem Theil begnügen. Bist Du damit zufrieden? wird das die Eintracht zwischen uns befestigen?“

Karl starrte den Bruder an, als fasse er den Sinn der Worte nicht; dann senkte er den Blick zu Boden. Nach einer tiefen Pause trat er mit hellem Auge auf Gottfried zu:

„Du hast mich besiegt, Du bist besser als ich. Unser Vater hatte nicht Unrecht; sein Blick hat den Verdienstvolleren erkannt. Nein, Gottfried, ich nehme Deine Großmuth nicht an; aber eins mußt Du mir schenken, Deine stete Liebe, Dein großes Herz!“ Er warf sich an die Brust des älteren Bruders.

„Zu mir, zu mir!“ ließ sich eine kräftige Stimme vernehmen. Die beiden Brüder fuhren bei ihrem Klange aus ihrer Umarmung auf und starrten erschreckt auf die Gestalt des Vaters, die sich im Saal unter dem Bilde des Ahnherrn zeigte und ihnen die Arme entgegenstreckte. Sie trauten ihren Augen nicht.

„Nein, nein“, fuhr der alte Baron fort; „ich bin kein Geist, ich bin es, bin es wirklich. Mein Tod, mein Leichenbegängniß waren Komödie, um Euch zu prüfen. In meine Arme, meine erprobten Söhne!“

Niemals waren Wolfgang's Züge weicher gewesen, niemals hatten seine Augen heller gestrahlt, als er jetzt seine Söhne umarmte. Gerhard Windau lächelte aber zufrieden, als er die Gruppe betrachtete.

„Und jetzt nichts mehr von einem Testament“, sagte Wolfgang, „Ihr werdet Euch nach meinem wirklichen Tode selbst einigen. Jetzt bleibt Ihr aber bei Eurem alten Vater, der nicht länger in dem alten Schlosse allein leben will. Es ist geräumig genug, Euch und Eure Familien zu beherbergen.“

In dem Dorfe Gundelstatt erregte die Kunde von dem nicht todten Freiherrn ein noch größeres Aufsehen als sein Hinscheiden.

„So hat ihn also der Gott=sei=bei=uns nicht geholt, und mein Lebehoch am Begräbnißtage besteht zu Recht“, bemerkte Robert Schmeichel, sobald er Käthe Rull erblickte.

„Laßt mich in Ruhe“, versetzte unwirsch die Alte. Zu ihren Gevatterinnen und Klatschbasen kreischte sie aber: „Ist so etwas erhört? Läßt sich der alte Sünder begraben und kommt dann zurück. Die Sache hat aber einen Haken, und Ihr werdet sehen, daß die Käthe Rull schließlich Recht hat; meine Mutter hat mir von Währwölfen erzählt. Nun, ich werde mich hüten, dem Herrn Wolfgang allein und bei Nacht zu begegnen.“

„Denkt Ihr, er wird Euch verspeisen?“ ließ sich Robert Schmeichel's Stimme vernehmen, welcher sich unbemerkt der Gruppe

genaht hatte: „Verlaßt Euch darauf, dem Herrn Baron ist trotz seiner guten Zähne ein saftiger Wildbraten lieber, als eine alte Gans."

Trotz dieser Rede hatten Käthe's Worte auf diese und jene Dörflerin Eindruck gemacht, und im Vertrauen sagen die Gundelstatter Frauen von Käthe's Schlag noch heute, wenn der alte Baron vorbeireitet: „Das ist der freiherrliche Währwolf. Gott schütze jeden guten Christen vor dem lebendig Begrabenen."

Madame de Brandebourg.

Historische Novelle.

„Haben Sie schon den Marchese gesehen?" fragte ein ziemlich korpulenter Herr mit leuchtenden Augen und auffällig breiter Stirn eine schöne Dame, welche den Mittelpunkt des vom Herzoge von Savoyen am 1. Dezember 1692 gegebenen Hofballes bildete. Die Gefragte war Marie de Robledo, die Gattin eines piemontesischen Edelmanns, den Vittore Amadeo seines politischen Scharfblicks wegen sehr hoch stellte, der Frager der venetianische Botschafter am Hofe zu Turin, Giuseppe Grimaldi.

„Welchen Marchese meinen Sie?" lautete die Gegenfrage.

„Wer spricht seit vorgestern von einem andern, als von einem Monsieur de Brandebourg, dem Sohne des Helden von Fehrbellin?"

„Sie kennen ihn? Er soll ein schöner Mann sein."

„Ganz das verjüngte Ebenbild seines Vaters, des Grand Electeur, wie ihn selbst sein Gegner Louis XIV. nannte."

„Ich erinnere mich, manches von dem Großen Kurfürsten gehört zu haben; aber es ist schon lange her — ich war noch ein Kind", bemerkte die schöne Italienerin. „War er nicht ein Ketzer, Signor Grimaldi!"

„Allerdings", lautete die Antwort des Staatsmannes.

„So ist auch der Sohn ein Ketzer?"

„Gewiß, und ein tüchtiger Kriegsmann, der sich trotz seiner zwanzig Jahre schon rühmlich ausgezeichnet hat, indem er die Franzosen am Rhein vielfach vor sich hergejagt und am Tage von Landau die Vernichtung der Oesterreicher verhindert hat. Für diese Heldenthat ist er zum Befehlshaber der Reiterei ernannt worden, welche sein Bruder, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, unserm gütigen Wirth zu Hilfe gesandt hat."

„Zwanzig Jahre erst und schon ein guter Kriegsmann!" bemerkte die Dame. „Da verlohnte es schon, ihn zu bekehren — ich werde die Signora's des Hofes darauf hinweisen."

„Es ist aber ein eigenes Ding um die Brandenburger Prinzen", meinte Giuseppe Grimaldi. „Sie scheinen nicht verführbar zu sein. Wenigstens hat der Vater unseres Marchese, als er kaum so alt wie dieser war, eine Festigkeit gegen die Ergötzlichkeiten der Jugend bewiesen, welche mancher Dame am niederländischen Hofe Kummer und Beschämung bereitet hat."

Maria de Robledo zuckte mitleidig die schönen Schultern und versetzte in leichtem Tone: „Noch hat jeder Weiberfeind seine Bekehrerin gefunden, wie Sie das in der Komödie sehen können. Wird Ihr reizender Prinz heute hier erscheinen?"

In diesem Augenblick meldete der Ceremonienmeister den Markgrafen Karl Philipp und den brandenburgischen Obristen Hackeborn. Vittore Amadeo ging sogleich den Beiden entgegen und begrüßte den Prinzen in seinem Palaste mit der ihm eigenen Herzlichkeit.

Karl Philipp verdiente thatsächlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Er war ein schöner Jüngling, der in dem goldgestickten, sammetnen Hofkleide den geborenen Krieger nicht verleugnete. Seine blonden Locken fielen bis auf die breite Schulter, ohne dem Kopfe zu große Weichheit zu verleihen. Die blauen Augen blickten feurig und kühn, die breite Stirn entsprach der Adlernase, während der schön geschweifte Mund freundlich lächelte.

Sein Freund und Waffengenosse, der Obrist Gottfried von Hackeborn, war eine von ihm völlig verschiedene Persönlichkeit. Fünf und dreißig Jahre alt, erschien er als ein Fünfziger. Selbst gegen den hochgewachsenen Hohenzoller sah er wie ein Riese aus. Sein Kopf war dagegen klein, und Niemand hätte aus den eingekniffenen Zügen den vortrefflichen Soldaten, der er war, erkannt.

Die glänzende Gesellschaft trug dem Prinzen und seinem Begleiter die größte Theilnahme entgegen; man drängte sich um sie, man schmeichelte ihnen. Die Damen gaben sich die größte Mühe, den schönen jungen Helden in ihre Netze zu locken; aber selbst Maria de Robledo mußte erfahren, daß Giuseppe Grimaldi Recht hatte; die Pfeile des Liebesgottes schienen an der Brust Karl Philipp's abzuprallen.

„Eine männliche Prinzessin d'Elide",*) meinte die stolze Schöne: „Man muß die Unüberwindlichkeit durch Gleichgiltigkeit überwinden." Auch dieses Mittel hatte die gehoffte Wirkung nicht.

„Ich habe Ihnen gesagt, Signora", äußerte der venetianische Gesandte; „sein Herz ist gestählt."

„Leider!" seufzte die schöne Frau.

Bald darauf rief die Soldatenpflicht den brandenburgischen Markgrafen gegen den Feind. Seine ritterlichen Thaten ließen ihn im Feld als tüchtiger Krieger und Offizier erscheinen. Der Feind selbst, der Marschall Catinat, nannte ihn den deutschen Bayard. Die größten Anstrengungen waren thatsächlich erforderlich, um den seit dem Siege von Marsaglia übermächtigen Franzosen das Gleichgewicht zu halten.

Die Belohnung für das, was der Prinz geleistet hatte, blieb nicht aus; sein Bruder, Kurfürst Friedrich III., ernannte ihn 1693 zum Heermeister der Johanniter von Sonnenburg, und in Turin feierte man ihn als den Helden des Tages, ohne daß sein stoischer Ernst gebrochen wurde. Er galt bald an dem Hofe Vittore Amadeo's den Damen gegenüber für herzlos, und keine konnte sich Liebesbeweise rühmen.

Wieder rückten die Truppen in das Feld, wieder focht der kalte Hohenzoller mit bewunderungswürdigem Muth und unüberwindlicher Tapferkeit, und wieder zog man 1694 in die Winterquartiere.

Da sollte Karl Philipp des bogenspannenden Amors Kraft empfinden. Der englische Graf Salmour war während des Sommers gestorben und hatte eine Wittwe hinterlassen, die von Geburt Italienerin war und vor ihrer Verheirathung Katharina Balbiani hieß. Sie hatte den Lord, der ihren Vater vor dem Schuldthurm bewahrt hatte, aus Dankbarkeit geheirathet und ihn, den kranken Mann, mit der größten Selbstaufopferung gepflegt.

An dem Grabe ihres Gatten hatte der Herzog von Savoyen, Vittore Amadeo, sie gesehen und war für die reizende Wittwe in Liebe entbrannt; aber Lady Salmour hatte in so augenscheinlicher Weise die Liebe des Fürsten verschmäht, daß man ihre Keuschheit verspottete und ihre Trauer Koketterie nannte, da dieselbe nicht ehrlich gemeint sein könnte.

„Der brandenburgische Marchese und die englische Gräfin sind die seltsamsten Menschen der Erde", scherzte Maria de Robledo und lud die beiden zu ihrer nächsten Soirée ein. Diese hatten sich noch niemals gesehen, kaum von einander gehört; jetzt wurden sie miteinander bekannt; denn die Frau vom Hause stellte der Wittwe den Sohn Friedrich Wilhelm's, des Großen Kurfürsten vor, indem sie zum Schlusse sagte: „Ihnen aber, Monsieur de Brandebourg, empfehle ich diese Untröstliche."

Sie hätte das nicht nöthig gehabt; denn als Katharina ihr dunkles Auge auf den Prinzen gewandt hatte, war dieser von ihrer hinreißenden Schönheit in tiefster Seele ergriffen worden. Er küßte ihre Hand und sie ließ dieselbe in der seinen ruhen.

Als Karl Philipp am andern Morgen mit seinem Waffenfreunde, dem Obristen Gottfried von Hackeborn, zusammentraf, da fand er nicht Worte genug, die Lady zu schildern. Er pries ihre hohe und üppige Gestalt, welche von den Grazien mit allen ihren Gaben geschmückt wäre, das lichtbraune Haar, welches in Locken auf die Schulter herabfließe, die regelmäßigen Züge, welche durch süße Sentimentalität nicht verweichlicht seien.

Hackeborn hörte ihm ruhig zu, dann sagte er: „Durchlaucht, Sie sind verliebt."

„Ja, das bin ich", gestand der Prinz zu. „Ich bin nicht mehr ich selbst; ich möchte die ganze Welt jubelnd umarmen."

„Es ist gut", meinte Gottfried, „daß wir im Winterquartier uns befinden, und daß die Trompeten nicht zum Angriff rufen."

Markgraf Karl Philipp behauptete, daß die Liebe zu Katharina ihn nicht entnerve. Im Gegentheil sollten die Franzosen nun die

*) Die französische Donna Diana; das Lustspiel Molière's ist dem Moreto's nachgebildet, das West (Schreivogel) auch zu dem genannten deutschen bearbeitete.

volle Wucht seines Armes empfinden; hasse doch die schöne Lady dieselben, als die Zerfleischer ihres Vaterlandes.

Hackeborn wünschte das Gespräch abzubrechen; aber Karl Philipp kam immer darauf zurück, bis der andere fragte, zu welchem Ziele diese Liebe führen solle; er glaube nicht, daß der Kurfürst, Karl Philipp's Bruder, eine Heirath zugeben werde. Der Prinz lachte dazu, und um den Beweis zu führen, daß Hackeborn zu schwarz sehe, ging ein Eilbote am folgenden Tage nach Berlin ab. Er selber aber erklärte Katharina Balbiani, verwittwete Lady Salmour, für seine Braut, ja traf die Vorbereitungen zur Hochzeit.

Kurfürst Friedrich III. wurde von der Botschaft seines jüngeren Bruders höchst unangenehm berührt. Die Verbindung des Markgrafen mit der verwittweten Gräfin setzten sich gewichtige Momente entgegen. Salmour war ein Anhänger des vertriebenen Königs Jakob gewesen, den zu stürzen Brandenburg die Hand geliehen hatte, Katharina selbst war noch Katholikin. Auch hatte der Hof von Berlin Projekte, die auf einer deutschen Verschwägerung beruhten. Die Antwort, die Karl Philipp zu Theil wurde, war mithin anders, als dieser erwartete, sie befahl ihm sogar nach Berlin zurückzukehren. Auch hatte der Oberpräsident von Dankelmann nicht die sanftesten Ausdrücke gewählt.

(Schluß folgt.)

---

* **Die Zahl der in der ganzen bekannten Welt gesprochenen Sprachen** beläuft sich auf 2523, wovon in Europa 537, in Asien 396, in Afrika 370 und in Amerika 1264 gesprochen werden. — Die Bewohner des Erdballes bekennen sich zu 1000 verschiedenen Religionen. Die Zahl der Männer auf der Erde ist fast der der Frauen gleich. — Der vierte Theil der Kinder stirbt vor dem siebenten, die Hälfte vor dem siebzehnten Lebensjahre. — Auf Tausend Menschen kommt ein Hundertjähriger; auf 100 Individuen kommen 6 Sechzigjährige; auf jedes halbe Tausend ein Achtzigjähriger. — Die Erde ist ungefähr von einer Milliarde Einwohner bewohnt. Jährlich sterben von denselben 33 Millionen, in jeder Minute 69, also ein Individuen in einer Secunde. Dieser Sterbezahl halten die Geburten, mit geringen Unterschieden zwischen plus und minus schwankend, das Gleichgewicht.

* **Papier aus Asbest bereitet.** Es wird gegenwärtig in Amerika Papier aus Asbest fabricirt, welches sowohl der Einwirkung des Feuers wie des Wassers widerstehen soll. Dasselbe, welches wegen seiner doppelten Eigenschaft den Namen Archivpapier erhalten hat, ist zusammengesetzt aus einer Mischung von zwei Theilen gewöhnlichen Papierteigs und einem Theile Asbestmasse, welche Mischung in einer See- oder Kochsalz- und Alaun-Auflösung verdünnt wird. Die Mischung beider Teige wird dann in die Papierbereitungsmaschine gebracht, und das erhaltene Papier in durch Alkohol aufgelösten Gummilack getaucht. Nach dem Entfernen aus diesem wird das Papier zwischen Rollen getrocknet, vollendet, und endlich von großen Scheerenschneiden in Bogen getheilt.

Der Asbest ertheilt dem Papier die Eigenschaft der vollständigen Unverbrennbarkeit; der Alaun und der Gummilack machen es undurchdringlich, wodurch es nicht nur der Feuchtigkeit widerstehen, sondern auch ziemlich lange Zeit im Wasser verbleiben kann, ohne, wie das gewöhnliche Papier, deshalb zu zerfallen.

* **Das Audiphon und Dentaphon** sind Instrumente amerikanischer Erfindung, um Schwerhörige und Taube hörend zu machen. Das erstere besteht aus einer ungefähr ein Quadratfuß großen, dünnen, elastischen, mit einem Griffe versehenen Hartkautschukplatte, die durch Fäden gespannt werden kann; der freie obere Rand wird an die oberen Schneidezähne angedrückt, und gegen die convexe Seite der Platte gesprochen. Nach Turnbull war das Instrument in einigen Fällen von entschiedenem Nutzen, es berbesserte in mäßigem Grade das Hörvermögen der meisten hochgradig Schwerhörigen. — Zu demselben Zwecke wie das Audiphon ist das Dentiphon konstruirt; dasselbe besteht aus einem Kästchen, ähnlich wie beim Telephon mit Schallfänger und dünner Metallglocke, die letztere steht durch eine seidene Schnur mit einem zwischen die Zähne gehaltenen Endstück in Verbindung. Beim Gebrauche muß die Schnur ziemlich straff gespannt werden.

* **In der letzten Nummer der „Deutschen Revue“** befindet sich ein höchst interessanter, bisher ungedruckter Brief Heinrich Heine's an Carl Gutzkow, der wie folgt lautet: „Granville (in der Basse Normandie), den 23. August 1838. Ich habe, werthester Freund, Ihnen für Ihren Brief vom 6. dieses meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Ich habe gleich nach Empfang desselben an Campe geschrieben und ihn ersucht, den zweiten Band des Buchs der Lieder, nämlich den Nachtrag, noch nicht in die Presse zu geben. Ich werde ihn erst späterhin erscheinen lassen, wenn ich ihn nochmals gesichtet und mit einer zweckmäßigen Zugabe ausgestattet habe. Sie mögen gewiß Recht haben, daß einige Gedichte darin von Gegnern benutzt werden können; diese (Hypokriten) sind aber so heuchlerisch wie feige. So viel ich weiß, ist aber unter den anstößigen Gedichten kein einziges, das noch nicht im ersten Theile des Salons gedruckt wäre; die neuere Zugabe ist, wie ich mich zu erinnern glaube, ganz harmloser Natur. Ich glaube überhaupt, bei späterer Herausgabe, kein einziges dieser Gedichte verwerfen zu müssen, und ich werde sie mit gutem Gewissen drucken, wie ich auch den Satirikon des Petron und die Römischen Elegien des Goethe drucken würde, wenn ich diese Meisterwerke geschrieben hätte. Wie letztere sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. Sie sind in dieser Beziehung auf dem Holzwege. Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften oder allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. Ein eigentliches Urtheil können nur wenige Deutsche über diese Gedichte aussprechen, da ihnen der Stoff selbst, die abnormen Amouren in einem Welttollhaus, wie Paris ist, unbekannt sind. Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheiratheten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage. Mein Wahlspruch bleibt: Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe und gar das Leben selbst der Zweck des Lebens ist. Was Sie mir in Betreff des jüngeren Nachwuchses unserer Literatur schreiben, ist sehr interessant. Indessen ich fürchte nicht die Kritik dieser Leute. Sind sie intelligent, so wissen sie, daß ich ihre beste Stütze bin und sie mich als den ihrigen emporrühmen müssen in ihrem Ankampf gegen die Alten. Sind sie nicht intelligent — dann sind sie gewiß nicht gefährlich! Ich bin übrigens gar nicht so sorglos, wie Sie glauben — ich suche meinen Geist für die Zukunft zu befruchten, unlängst las ich den ganzen Shakspeare und jetzt, hier am Meere, lese ich die Bibel — was die öffentliche Meinung über meine früheren Schriften betrifft, so ist diese sehr abhängig von einem Lauf und Umschwung der Dinge, wobei ich selbst wenig selbstthätig sein kann. Ehrlich gestanden, die großen Interessen des europäischen Lebens interessiren mich noch immer weit mehr, als meine Bücher — — — que Dieu les prenne en sa sainte et digne garde! Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machten. Ich wünsche herzlich, Sie kämen mal nach Paris. Ueber Ihre projektirten Jahrbücher der Literatur schreibe ich nächstens an Campe. Ich hoffe, Sie gewinnen dazu auch Laube, mit welchem Sie es noch nicht so ganz verdorben haben, wie mit Mundt u. s. w. Daß Sie es auch mit mir noch nicht ganz verdorben haben, ist wahrhaftig nicht Ihre Schuld! Ich habe sehr viel an Ihnen auszusetzen, weit weniger an Ihrer Seraphine, die zu den oben erwähnten vornehmen Kunstwerken gehört. Ihr Freund H. Heine.“

* **Folgendes Gesuch** bei dem höchsten Gericht der freien Reichsstadt Frankfurt um Zulassung zur Advokatur ist weniger seines Inhalts oder des vor hundert Jahren gebräuchlichen Geschäftsstiles wegen interessant, als weil es von einem Manne gestellt ist, der als ein Stern erster Größe am geistigen Himmel Deutschlands geglänzt hat und noch durch Jahrhunderte leuchten wird — von Goethe. Es lautet: „Wohl- und Hochedelgebohrne, Veste und Hochgelehrte und Wohlfürsichtige Insonders Hochgebietende und Hochgelehrteste Herren Gerichts-Schultheiß und Schöffen. Ew. Wohl- und Hochedelgebohrene Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre mit einer erstmaligen und gehorsamsten Bitte geziemend anzugehen, deren Gewährung mir Hochderoselben angewohnte Gütigkeit in der schmeichelhaftesten Hoffnung voraussehen lässet. — Da mich nämlich, nach vollbrachten mehreren akademischen Jahren, die ich mit möglichstem Fleiß der Rechtsgelehrsamkeit gewiedmet, eine ansehnliche Juristen-Facultät zu Straßburg, nach beyliegender Disputation, des Gradus eines Licentiati Juris gewürdigt; so kann mir nunmehro nichts angelegener und erwünschter seyn, als die bisher erworbenen Kenntnisse und Wissenschaften meinem Vaterlande brauchbar zu machen, und zwar vorerst als Anwald meinen Mitbürgern in ihren rechtlichen Angelegenheiten anhanden zu gehen, um mich dadurch zu denen wichtigeren Geschäften vorzubereiten, die, einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit mir dereinst hochgewillet aufzutragen, gefällig seyn könnte. Weilen nun aber niemand ohne besondere vorhergehende grosgünstige Hohe Erlaubniß, obgesagten Beschäfftigungen sich unterziehen darf; Als ergehet an Ew. Hochadelige Gestreng und Herrlichkeit mein gehorsamst geziemendes Bitten, daß Hochdieselben mich in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum an- und aufzunehmen hochgefälligst geruhen wollen. Welche solchergestalt mir erwiesene hohe Gewogenheit, in dem lebhaftesten Angedenken bey mir bleiben, und zur unaufhörlichen Erinnerung dienen wird, wie sehr es eine meiner fürnehmsten Pflichten seye, Zeitlebens zu verharren Ew. Wohl- und Hochedelgebohrnen Gestreng und Herrlichkeit treugehorsamster Johann Wolfgang Goethe.“ Dieses von Goethe an seinem Geburtstage, 28. August 1771, datirte Gesuch erhielt schon drei Tage darauf seine Gewährung, und bald darauf begann der junge Dichter seine Thätigkeit als Advokat in seiner Vaterstadt.

* **Eine der kostspieligsten Liebhabereien,** schreibt man dem „Deutschen Montags-Blatt“ aus Paris, ist ohne Zweifel der astronomische Sport, welchem sich einer unserer reichsten Banquiers und Lebemänner, Herr Bischoffsheim, mit Leidenschaft ergeben hat. Dieser Herr, welcher bis vor wenigen Jahren bloß die Sterne am Theaterhimmel kultivirt, manchmal auch entdeckt und momentan für sich in Beschlag genommen hatte, scheint durch den Umstand, daß sich unter denselben gar wenige Fixsterne und zu viele Wandelsterne befinden, von dem fictiven Firmamente ab- und dem wirklichen zugewendet worden zu sein. Seine erste That auf astronomischem Gebiete war die Schenkung eines in dieser Größe noch nie dagewesenen Riesenteleskops an das hiesige Observatorium, welches für diesen Teleskop-Leviathan einen eigenen Thurm bauen läßt. Seine zweite, nicht minder großmüthige Unternehmung besteht in der Erbauung eines nach den neuesten Anforderungen der Wissenschaft eingerichteten Observatoriums in Nizza. Der hierzu erwählte Architekt ist Herr Garnier, der Erbauer des neuen Pariser Opernhauses, welcher in diesem Augenblicke mit Herrn Bischoffsheim die deutschen Sternwarten bereist, um die in denselben in Bezug auf Bau und Einrichtung gemachten Fortschritte kennen zu lernen.

* **Koburg,** 29. Oktober. Das „Goth. Tagebl.“ schreibt: Daß im Theater seitens des Publikums Gesangbücher liegen gelassen werden, ist ein auch hier beobachtetes, wenn auch seltenes Vorkommniß; der Fall aber, daß nach einer Theatervorstellung im Parterre des Zuschauerraums ein Corset gefunden wurde, dürfte gestern hier zum ersten Male passirt sein.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.